

28./6. 1914.

Persönliches von Bertha v. Suttner.

Von Dr. Alfred S. Fried (Wien).

Wir waren in ihrem Arbeitszimmer versammelt. Zum letzten Male. Bald sollte der Sarg zum Bahnhof gebracht werden. Aus den vielen, die da mit feierlichen und starren Mienen harrten, drängte sich ein kleines, bescheidenes Mädel zu mir, das bisher in der Fensternische gestanden hatte. Sie stellte sich mir vor als die gelegentliche Schreibgehilfin der Baronin. Eine Frage hatte sie auf dem Herzen; ganz bescheiden brachte sie sie heraus. „Hätte man ihr nicht das „Es Löwos“ mit in den Sarg legen sollen?“ — Ich kann nicht schildern, wie tief mich diese mit treuem und feuchtem Augenaufschlag gesprochenen Worte erschütterten. Inmitten dieser steifen Versammlung korrekter Trauernder ein Ton, der aus der Seele Schwung und harmonisch anklang an das Wesen, das nebenan im Sarge lag. Die wusste, um was sie trauerte. Ich hätte das Mädel küssen mögen, und betrübt war ich, daß ihr Rat zu spät kam; der Sarg war eben verlobt worden. Ja, „Es Löwos“, das ist das kleine Büchlein, das die große Frau, die Kämpferin als Weib, in ihrem inneren Menschen schilderte. Entkleidet der großen Geste, den scharfen Geist zur Seite gestellt wie einen Eisenpanzer, die Politik und den widerwärtigen Kampf um Menschenfortschritt in dem Hintergrund lassend, sehen wir darin die glühend Liebende, die durch Liebe zum Kinde, zum großen Kinde Gewordene. Durch „Die Waffen nieder!“ hat sie die Welt erobert, durch „Es Löwos“ die Herzen. Durch „Die Waffen nieder!“ ist die Suttner die große Frau geworden, durch „Es Löwos“ das große Weib. „Die Waffen nieder!“ kennen Millionen, „Es Löwos“, dieses Herzensbüchlein, das in einer von zwei Liebenden zu ihrem eigenen Gebrauch geschaffenen Geheimsprache geschrieben ist, kennen vielleicht kaum fünfzig Menschen in der Welt. So steht es darin: „Das Löwos bittet um ein Kussos“, und „Euch“ und „es“ und „meins“, oder: „Noch einen Kuss, Löwos?“ — Sa, bitte — Ihr kennt doch Ems Devise „Immer bei Appa.“ Teller-Sprache und verrückt. Der Liebende im Normalzustand. Und von den tausenden Nachrufen, die jetzt in der ganzen Welt geschrieben wurden, war jene Frage des kleinen Schreibmädels der beste. Die Suttner hätte mit ihrem „Es Löwos“ am Herzen den Weg ins Feuergrab gehen sollen. Denn die große Heldin unserer Zeit hatte den Vorzug, ein großes Weib gewesen zu sein.

Das wird viele überraschen, denn nicht viele kannten sie her. Ein kleines Häuflein — die Finger einer Hand gegen, um es abzuzählen — hatte das Glück, in ihr Inneres

sehen zu können. Sie wußten von jenem einzigartigen Liebesglück der Frau, das sechsundzwanzig Jahre zu zweien und zwölf Jahre allein gelodert hat. Sie wußten von der Ehrlichkeit dieser Liebestrauer, nachdem sie ihren Gefährten Arthur Gundaccar im Dezember 1902 dem Feuergrabe zu Gotha übergeben hatte. Von der Einsamen den Zweifamen, Ein Weihnachtsgruß 1907“, so lautet die Widmung im ersten Bande ihrer gesammelten Schriften, die sie meiner Frau und mir an jenem Tage zum Geschenk überreichte. Der ganze Schmerz ihrer letzten Jahre ist in diesen von der Weihnachtsstimmung ganz besonders schattierten Worten zum Ausdruck gebracht. Sie fühlte sich mitten in dem Sturm und Drang ihrer überaus umfangreichen Tätigkeit, ihrer die ganze Erde umfassenden Korrespondenz einsam. Und als ich sie am Johannistage unmittelbar nach dem Augenblicke, in dem der Arzt sein Ohr von ihrem Herzen hebend, das fürchterliche Wort „vorüber“ uns zugeflüstert hat, in ihrem Bette wie schlafend liegen sah, das große Bild ihres Gatten aus dem Baldachin auf sie herabblühend, da wurde der Schmerz der Stunde geläutert durch das Empfinden, daß für sie die schwere Einsamkeit der Verlassenen nunmehr beendet sei.

Nein, nicht viele kannten sie näher, auch die nicht alle, die sie persönlich kannten. Denn sie hatte etwas von echter Aristokratie in sich, die nicht angenommen und nicht erzogen werden kann. Die in ein Wesen eingezüchtet sein muß durch Generationen. Das Geheimnis, in allen Fällen des Lebens die Distanz zu wahren und auch in den widerlichsten Angelegenheiten in stiller Bornehmheit zu verharren, war ihr erschlossen. So kam es, daß sie nur wenige in ihr Innerstes blicken ließ, daß sich nur zwischen ihr und wenigen eine seelische Beziehung entwickelte und sie im übrigen stets die über den Dingen und den Personen stehende Persönlichkeit blieb. Niemals konnte man sie in Leidenschaft sehen, wenn sie innerlich auch noch so sehr zitterte und bebte. Sie war keine Phlegmatikerin; nichts weniger als das. Höchstens zeigte ein kurzes Zucken um ihren ausdrucksvollen Mund den Vulkan an, der sie durchglühte, den Schmerz, der sie rüttelte und oft auch den Kummer und die Sorge, die ihr nicht erspart geblieben. Bertha v. Suttner hat zu Zeiten schwere Lebenskämpfe durchgemacht. Ihre materiellen Verhältnisse waren manchmal so, daß sie andere Naturen zu Boden gedrückt hätten, doch niemals hörte man aus ihrem Munde eine Klage oder nur einen Seufzer. Sie blieb Aristokratin, auch in „kummervollen Nächten“. Aus diesem Zuge ihres Wesens erklärt sich das Geheimnis, daß sie, die in hartem Kampfe für eine Idee stand und unter den widerlichsten Angriffen zu leiden hatte, niemals die Methoden ihrer Gegner nachahmte und in deren Zurückweisung nie die Grenzen der Bornehm-

heit überschritt. Sie handelte stets so, als ob es schon eine Genfer Konvention der Geister geben würde.

In diesem Wesenszug lag aber auch ihre Werbekraft. Man konnte dieser Bornehmheit, die sich niemals von der Leidenschaft verführen ließ, nicht widerstehen und beugte sich ihrem Einfluß. Wie oft haben wir es auf unseren Kongressen erlebt! Wenn die Meinungen auseinanderplätzen und eine Verständigung zu erzielen nicht möglich schien, dann erhob sich Bertha v. Suttner, und schon dieses Erheben, die Würdigkeit ihrer Erscheinung, der Ernst ihrer Züge brachte jene Veruhigung in die Versammlung, die die Voraussetzung für die Verständigung bildet. Und ihr Wort fand dann offene Herzen. Wie oft sah ich sie auch in Augenblicken, wenn sich irgend ein Kleingeist unserer Bewegung dadurch eine Folie zu geben suchte, daß er verächtlich von der „Suttnererei“ sprach und dadurch dem Instinkt der von der Witzblattpresse beeinflussten Masse zu schmeicheln trachtete. Die Verachtung, die bei solchen Gelegenheiten ihr Inneres erfüllte, kam jedoch nie zum Ausdruck. Auch da blieb sie Herrscherin über ihre Empfindungen und gerade dadurch die Siegerin in einem widerlichen Kampfe, der, hätte sie ihn mit den gleichen Waffen geführt wie ihre Gegner, der Bewegung sicherlich nicht zum Vorteil gereicht hätte.

Allerdings verursachte sie es durch diese Reserve, daß ein gefälschtes Urteil über ihr Wesen und ihre Bedeutung sich festsetzen konnte. Für die Außenstehenden blieb sie in der Tat die Vertreterin des utopischen Friedensgedankens, was aber keineswegs der Wahrheit entsprach. Leider wurde diese Ansicht auch noch verstärkt durch die Mangelhaftigkeit von aus dem Innern der Bewegung kommenden Persönlichkeiten, die, statt den Irrtum der öffentlichen Meinung festzustellen, diesen als Sprungbrett für ihre eigenen Bestrebungen benutzten; die, statt diese verirrte öffentliche Meinung aufzuklären, sie in ihrem Irrtum nur bestärkten. Bertha v. Suttner war eine Utopistin der Friedens-Idee in jenen Tagen, als sie durch den Erfolg ihres Romans in das Näherwert einer Bewegung hineingerissen wurde, die sie, ohne es beabsichtigt zu haben, hervorgerufen hatte. Aber sie hob sich mit dem Aufstieg dieser Bewegung empor und gab ihr selbst den Antrieb zu diesem Aufstieg. Sie starb nicht als Vertreterin des sentimentalen utopistischen Pazifismus, sondern durchdrungen von dem Gedanken des Ursächlichen, der heute der Zeitgedanke dieser Bewegung ist.

Freilich, wer sich bei dem Gedanken an Frau v. Suttner im Sinne jener Bezeichnungen wie „Friedensbertha“, „Friedensfee“ oder gar „Friedensfurie“, wie sie die Witzblattpresse geprägt hat, leiten ließ und in ihr so eine Art Suffragette des Friedens, eine Heldin der Volksversammlungen

oder eine „Geschäftshuberin“ der Politik erblickte, kam dem Wesen dieser Frau nicht nahe. So geschah es oft, daß ich das Ersticken der Leute ausdrücken hörte, die von jenen Vorstellungen durchtränkt, Frau Suttner dann persönlich kennenlernten. Sie meinten eine Art Petroleuse zu finden und erblickten eine Königin. Und wirklich glich sie einer Königin, wenn sie als Vortragende irgendwo auf das Podium trat. Dann stand sie da, eine hochgewachsene Erscheinung, deren Embonpoint durch den langen, vom graugelockten Haupte herabwallenden Wittwenschleier wirksam retouchiert wurde, so daß sie fast schlank erschien. Das Haupt stolz zurückgeworfen, schien der Blick verachtend über die Menge hinwegzugehen. Das war natürlich eine Täuschung, hervorgerufen durch die übergroße Kurzsichtigkeit. Sie sah „hinweg“, weil das Auge eben nicht zu fixieren vermochte. Es dauerte immer lang, bis sie zu sprechen anfang. Sie suchte nach dem treffenden Worte. Sie sprach leise, ganz leise und langsam, die einzelnen Wörter durch Pausen von einander trennend; niemals bewegte sie eine Hand, niemals bemerkte man eine Geste. Und doch sprach sie nicht langweilig. Wo sie die Rede unterstreichen wollte, tat sie es durch den Ton, durch ein scharfes Zurückwerfen des Kopfes, das Hoheit und Entschiedenheit zugleich zum Ausdruck brachte. Oft hatte man das Empfinden, daß ein Thronstuhl hinter ihr stünde. So vermochte sie in schlichter und keineswegs gekünstelter Einfachheit die Hörer zu fesseln, und dies nicht nur in deutschen Landen. Sie sprach ganz frei zu französischen, englischen und italienischen Hörern. Die Kunst ihrer Einfachheit ließ die Hörer übersehen, daß sie eigentlich eine schlechte Rednerin war. Sie sprach zu müde — viel zu müde und zu schmerzgefüllt. Es war die Redekunst einer alten Schule, die unser nervöses Zeitalter nicht mehr liebt. Etwa Stil des zweiten Kaiserreiches. Und dennoch zwang sie die Aufmerksamkeit der Hörer bis zum Schluß, wußte sie Beifall auszulösen und mehr die Herzen und Hirne aufzurütteln als mancher parlamentarische Feuerredner, der zwar durch den Schall der Worte zu berauschen, aber nicht nachhaltig zu erschüttern vermag.

Bei dieser Eigenart ihrer Erscheinung war es kein Wunder, daß sie auch in Kreisen Einfluß gewann, wo der pazifistische Gedanke noch nicht volle Anerkennung fand. Auf den beiden Haager Konferenzen stand sie zum Beispiel im Mittelpunkt des großen gesellschaftlichen Lebens, das sich um jene Versammlungen spann. In ihrem Salon im Haag versammelten sich die führenden Geister der Konferenz und die vornehmsten Persönlichkeiten der niederländischen Residenz. Manchmal geschah es auch, daß irgend ein Delegierter ihren persönlichen Einfluß in den Dienst der Konferenz zu